

Doch über eines macht sich Kurt Schrimm, der Leiter der Zentralen Stelle zur Aufklärung von NS-Verbrechen in Ludwigsburg, keine Illusionen: Gerechtigkeit werde man auch dadurch nicht erreichen können, dass man jetzt die letzten noch lebenden von mehreren Tausend KZ-Aufsehern aus Auschwitz ermittelt, vor Gericht stellt und verurteilt.

Die Frage nach Schuld und Mitschuld stellt auch die vierstündige Dokumentation „Unsere Mütter, unsere Großmütter im 2. Weltkrieg“ von Julia Driesen und Amrei Topcu, die VOX an einem Samstagabend knapp vier Stunden lang zeigte. Es geht um die Frage, warum so viele Frauen von Hitler so beeindruckt waren, dass sie ihm bedingungslos folgten. Es geht um die Rolle von KZ-Aufseherinnen, und es geht um das Schicksal von Überlebenden der Konzentrationslager.

Die Rolle der Frauen im Nationalsozialismus wird häufig auf die der Mitläuferinnen reduziert. Dabei gab es fanatische Anhängerinnen Hitlers, die sich in den Dienst

der Propaganda stellten wie Magda Goebbels. Und es gab KZ-Aufseherinnen, die andere Frauen grausam misshandelten und sadistisch quälten. Die Rolle der Frau war in der NS-Ideologie genau definiert: Kinderreichtum wurde mit dem Mutterkreuz belohnt, es ging um die Erhaltung der Art.

Sieben Frauenleben werden in der Dokumentation genauer beleuchtet: Frauen aus regimenahe und regimekritischen Elternhäusern, Überlebende von Konzentrationslagern und die Tochter des KZ-Kommandanten Amon Göth. Ein breites Spektrum fächert die Dokumentation auf, eine Historikerin ordnet ein, die Aufbrüche von Frauen in den 20ern werden dem Frauenbild der Nazis gegenübergestellt. Eine Dokumentation, die sich Zeit nimmt hinzuschauen und aufzuklären. Für diesen differenzierten Blick auf ein unterbelichtetes Stück Frauengeschichte gab es ebenfalls einen Geisendörfer-Preis. ■

Stimme der Sprachlosen

Aus der Geisendörfer-Jury „Kinderprogramme“ / *Von Tilmann Gangloff*

epd Den Sprachlosen eine Stimme geben: Das ist ohne Frage eines der vornehmsten publizistischen Ideale. Vor diesem Hintergrund vertritt die KiKA-Reihe „Schau in meine Welt!“ ein herausragendes und wichtiges Konzept: Filmemacher reisen in fremde Länder und zeigen dort Kinder in ihrem Alltag. Oft gelingt es den Autoren allerdings nicht, wirkliche Nähe zu ihren Protagonisten herzustellen, was ungemein schade ist – weil viele dieser Stoffe thematisch ein großes Potenzial haben und weil es grundsätzlich wichtig wäre, junge Zuschauer hierzulande mit den Lebensumständen in Entwicklungsländern vertraut zu machen.

Wie so etwas vorbildlich gelingen kann, zeigen Guido Holz (Buch, Regie) und Eva-Maria Grewenig (Schnitt, Kamera) mit ihrem Film „Mohammed auf der Flucht“ (MDR). Der 13-jährige Junge ist mit seiner Familie aus dem syrischen Kriegsgebiet geflohen und lebt nun unter erbarmungswürdigen Umständen in einem provisorischen Lager in der Türkei; aus Plastikplanen hat sich die Familie ein Zelt gebaut. Viele von Mohammeds Verwandten sind bei Raketenangriffen gestorben; die furchtbaren Erlebnisse verarbeitet er, indem er sie sich von der Seele malt. Seine Erzählungen vermitteln die reale Geschichte hinter den Meldungen, die tagtäglich in den Nachrichten zu sehen und zu hören sind.

Der Film hat selbst zwei Jahre nach seiner Entstehung nichts von seiner Aktualität verloren. Vor allem aber ist der Dokumentation jederzeit anzumerken, dass Holz und Grewenig nicht bloß eine oberflächliche Stippvisite im Sinn hatten, sondern wirkliche Einblicke in die Welt ihres Protagonisten geben wollten. Um die möglichen weiteren Stationen eines Flüchtlingsschicksals dokumentieren zu können, verlassen sie das Reihenkonzept und rücken auch andere Kinder ins Zentrum: Ein zweites Kind hat es mit seiner Familie in ein befestigtes Lager geschafft, ein drittes gar nach Deutschland.

Emotionalisierende Musik

Mohammed beteuert jedoch, er wolle gar nicht nach Deutschland, sondern zurück nach Syrien. Weil seine Schilderungen nachdrücklich vermitteln, was es heißt, Flüchtling aus einem Kriegsgebiet zu sein, gelingt es den Filmemachern, ihre Zuschauer zu berühren. Mit der Auszeichnung für die Reportage verbindet die Jury auch die Hoffnung, gerade in Zeiten einer nicht zuletzt aus Unkenntnis resultierenden Fremdenfurcht könnten Filme wie „Mohammed“ dazu beitragen, Empathie und Verständnis zu wecken.

Ein Detail muss allerdings negativ angemerkt werden. Immer wieder zeigt Kamerafrau Grewenig große braune traurige Kinderaugen in beinahe bildschirmfüllender Nahaufnahme, und wenn sie sich in besonders bewegenden Momenten mit Tränen füllen, zoomt sie noch mal näher ran. Ein Stilmittel, das aus dem Boulevardfernsehen stammt und gerade angesichts des Anspruchs dieses Films fast obszön wirkt, zumal die Bilder mit entsprechend emotionalisierender Musik unterlegt sind.

Faszination der exotischen Schauplätze

Der Preiswürdigkeit tat das dennoch keinen Abbruch, erst recht im Vergleich zu den anderen nominierten Auslandsreportagen aus „Schau in meine Welt!“. Bei vielen dieser Filme fragte sich die Jury (wie auch schon bei früheren Geisendörfer-Preisfindungen), ob den Autoren nicht genug Geld zur Verfügung stand oder ob sie schlicht nicht wissen, wie Kinderfernsehen funktioniert, weil sie Reportagen dieser Art in der Regel fürs Erwachsenenfernsehen drehen. Inhaltlich sind sie durchaus spannend, aber die Umsetzung wirkt mitunter träge. Hinzu kommt, dass sie oft keine Empathie wecken. Die Filmemacher erliegen so sehr der Faszination der exotischen Schauplätze, dass sie darüber das Wesentliche vergessen: die Menschen. Deshalb gelingt es ihnen oft nicht, Betroffenheit zu erzeugen.

Filme aus Deutschland müssen sich dagegen viel stärker auf ihre Protagonisten einlassen. Ein gutes Beispiel dafür ist „Lennart spricht mit den Augen“ (MDR) von Klaus Tümmler (Buch, Regie, Kamera). Die Reportage wäre ein sicherer Preisträger gewesen, wenn die Jury nicht im letzten Jahr mit „Theo lässt sich nicht aufhalten“ von Matthias Eder ein fast identisches Stück ausgezeichnet hätte. Der elfjährige Lennart hat eine spastische Lähmung und kann weder Arme noch Beine bewegen. Mit seiner Umwelt verständigt er sich mit Hilfe eines Sprachcomputers. Die Jury attestierte Tümmlers Arbeit eine „schöne Temperatur“ und freute sich über die Gelassenheit von Lennarts Mitschülern, die sich auch auf den Film übertragen habe. Die Reportage macht genauso viel Mut wie der Film über Theo, aber die beiden Stücke ähneln sich sehr im Aufbau.

Ebenfalls sehr positiv diskutiert wurde „Thyago und der Klang der Trommel“ (SWR) von Károly Koller. Titelheld ist ein zwölfjähriger Brasilianer aus einem Armenviertel, der jede freie Minute in einer Trommelgruppe verbringt. Der Film schildert die Mühen des Alltags, wenn Thyago Wasser aus Containern nach Hause schleppen muss, und erfreut sich zum Ausgleich am Strahlen des Jungen, wenn er wieder trommeln darf. Von den diversen Geschichten aus Entwicklungsländern hat diese am stärksten berührt, weil man spürt, dass sich Koller wirklich auf seinen Protagonisten eingelassen hat. Aber

auch sein Film hat ein Manko: Zu Beginn versichert Thyago, wie wichtig es sei, sich eine eigene Trommel zu bauen, und dann handelt Koller dieses Ereignis bloß nebenbei ab.

Bebildertes Hörspiel

Im Gegensatz zu „Thyago“ schaffte es „Juan Carlos – Gerechtigkeit für Kinder“ aus der ZDF-Reihe „stark!“ nicht in die Schlussrunde. Der 13-jährige Juan Carlos aus Bolivien arbeitet auf einem Friedhof und engagiert sich in der Kindergewerkschaft für bessere Arbeitsbedingungen. Der Film ist schon deshalb interessant, weil er nicht nur junge Zuschauer darüber informiert, dass Kinder anderswo dafür kämpfen, arbeiten zu dürfen. Neben filmischen Schwächen war die Jury aber der Meinung, dass es Elisabeth Weydt (Buch und Regie) nicht gelungen sei, echte Nähe zu ihrem Protagonisten aufzubauen.

Kinderfernsehen

epd Die Kriterien des Robert Geisendörfer Preises gelten auch für die Kinderprogramme. Die Jury achtet aber darauf, ob die Beiträge der Zielgruppe gerecht werden. Stifter der Kinderfernsehpreise sind die Wolfgang und Gerda Mann Stiftung „Medien für Kinder“ sowie die Evangelische Akademie Tutzing (vgl. Meldung und Dokumentation in dieser Ausgabe). Unser Autor Tilmann Gangloff war Mitglied der Jury.

Gleiches gilt für den ebenfalls früh gescheiterten Film „Henok, der Junge aus Addis Abeba“ (HR, Buch und Regie: Marco Giapuzzi). Henok kommt aus einem Elendsviertel, hat in einem Kinofilm mitgewirkt und besucht seither eine Schule in einem Kinderdorf. Eigentlich ein dankbarer und faszinierender Stoff, den Giapuzzi nach Ansicht der Jury jedoch regelrecht verschenkt hat, weshalb sie den Film als „verpasste Chance“ einstufte.

Ähnlich fiel das Urteil zu „Jessica – Das Indianermädchen vom Amazonas“ (RBB) aus. Alexander Preuss begeht in seiner Reportage zudem einen Fehler, der typisch für viele „Schau in meine Welt!“-Filme ist: Weil die Autoren offenbar weder ihren Protagonisten noch ihrem Stoff vertrauen, fassen sie die Aussagen ihrer Hauptfiguren noch mal zusammen. Die von der Jury favorisierten Reportagen kommen ausnahmslos ohne Kommentar aus. Den Film von Preuss empfand sie dagegen als bebildertes Hörspiel: Es vermittelt zwar viele Fakten, aber das Titelmädchen lernt man nicht näher kennen.

Von den insgesamt 23 Nominierungen schafften es acht in die zweite Runde, waren also aus Sicht der

Jury im weitesten Sinne preiswürdig. Allerdings befand sich mit dem ZDF-Märchen „Die Schneekönigin“ (Buch: Anja Kömmerling, Thomas Brinx, Regie: Karola Hattop) nur eine einzige fiktionale Produktion darunter. Das entspricht statistisch dem Kontingent: Zusammen mit den beiden ARD-Märchen „Die drei Federn“ (BR) und „Siebenschön“ (HR), die die Jury gerade im Vergleich zu früheren Preisträgern wie „Die kluge Bauerntochter“ oder „König Drosselbart“ nicht überzeugen konnten, gab es nur drei fiktionale Nominierungen.

„Die Schneekönigin“ war allerdings ein klarer Streichkandidat, weil die Jury den 90-Minüter von vornherein als zu lang empfand. Ausdrücklich gelobt wurden allerdings die herausragende Ästhetik sowie die Tatsache, dass hier ganz offensichtlich viel Geld investiert worden sei – im Kinderfernsehen beliebt keine Selbstverständlichkeit.

Zeichentrickfilme fehlten in diesem Jahr völlig, was nicht weiter verwundert, weil gerade die ARD-Sender kaum noch entsprechende Eigenproduktionen in Auftrag geben. Trotzdem waren bislang immer wieder kurze Filme aus der „Sendung mit der Maus“ (WDR) oder aus „Siebenstein“ (ZDF) nominiert. Einheimische Fiction ist im Kinderprogramm generell auf dem Rückzug, vermutlich nicht zuletzt aus Kostengründen: Auch die KiKA-Reihe „krimi.de“, die regelmäßig mit mindestens einer Episode nominiert war, ist mittlerweile eingestellt worden.

Private Programme reichen schon seit Jahren keine Sendungen mehr ein. Die wenigen Eigenproduktionen der kommerziellen Sender kämen allerdings ohnehin kaum infrage, und das keineswegs nur, weil sie nicht den Auswahlkriterien entsprechen. Ähnliche Vorbehalte gibt es mittlerweile gegen die Doku-Soaps, die der KiKA unter der Marke „Daily Doku“ ausstrahlt. Die Jury empfand die in diesem Jahr nominierten Reihen ausnahmslos als grob inszeniert und als Belege für die zunehmende RTLisierung des öffentlich-rechtlichen Kinderfernsehens.

Eine gewisse Nivellierung

Trotzdem weist das deutsche Kinderfernsehen im internationalen Vergleich immer noch eine bemerkenswerte Qualität auf. Das zeigt sich auch im Durchschnitt des diesjährigen Geisendörfer-Kontingents, selbst wenn die Jury eine gewisse Nivellierung feststellte. Es gab weniger Ausreißer nach unten als in früheren Jahren, aber auch weniger wirklich herausragende Produktionen. Dennoch hatte die Runde am Ende die Qual der Wahl. Da „Mohammed“ früh als Preisträger feststand, musste die Entscheidung zwischen einer Aufklärungsfolge von „Löwenzahn“ (ZDF), „Wunder des Lebens“ (Buch: Kai Rönnau, Regie: Wolfgang Eißler), sowie dem „Freund-

schaftsspecial“ aus der Vorschulreihe „Die Sendung mit dem Elefanten“ (WDR) fallen. Letztlich entschied sich die Jury nicht gegen „Löwenzahn“, sondern für die „Sendung mit dem Elefanten“, was die Wertschätzung für den Klassiker ausdrücklich nicht schmälern soll: Der unverkrampfte Umgang mit dem Thema Fortpflanzung und die Qualität der grafischen Erklärstücke ist imposant.

Die auch in früheren Jahren schon oft positiv diskutierte „Sendung mit dem Elefanten“ wiederum ist einzigartig im deutschen Fernsehen, und das nicht allein, weil keine andere TV-Produktion derart gut erforscht ist. Diese Forschung liefert die Voraussetzung dafür, dass das Magazin perfekt auf Augenhöhe seines Publikums ist: Im Unterschied zur „Sendung mit der Maus“, die sich im Lauf der Jahrzehnte vom Vorschulfernsehen zu einem Angebot für die ganze Familie entwickelt hat, erzählt das Magazin mit dem kleinen blauen Elefanten Geschichten für Fernsehanfänger. Die Sendung ist konsequent auf deren Bedürfnisse und Fähigkeiten zugeschnitten.

Besonders viel Freude hat der Jury die ausgesprochen lebenswerte Adaption des Märchens von den Bremer Stadtmusikanten bereitet: ein dank der Pappkulissen scheinbar schlichter Film, der aber großen Anteil daran hat, dass die gesamte Folge zutiefst sympathisch wirkt. Ganz beiläufig wird auch der Inklusionsgedanke integriert. Sämtliche Beiträge sind von spürbarer Zuneigung zur Zielgruppe geprägt, weshalb die Jury stellvertretend für das Team die Leistung der verantwortlichen Redakteurin Heike Sistig würdigt.

Spürbar befangen

Und dann gab es noch zwei Produktionen, über die zumindest lange diskutiert worden ist – erfahrungsgemäß ein Zeichen dafür, dass es sich um etwas Besonderes handelt, was aber nicht automatisch gleichbedeutend mit „besonders gut“ sein muss. Das gilt vor allem für eine Folge von „motzgurke.tv“ (SWR, Buch: Jan Strathmann, Regie: Uwe Dietrich), bei der sich die Jury in ihrer Empörung weitgehend einig war. Die Reihe funktioniert nach einem immer gleichen Schema: Die Episoden beginnen mit einer Spielszene, die schließlich zum Thema der Sendung führt, weil der misanthropische Hausmeister (Volker „Zack“ Michalowski) irgendwelche Klischees zum Besten gibt. Prompt beschließt die Kinderredaktion, der Sache für ihr Magazin „motzgurke.tv“ auf den Grund zu gehen.

In der Folge „Schwul sein – das ist doch nicht normal?“ geht es um Homosexualität, allerdings auf verblüffend verkrampfte Weise. „Schlechtestes Erwachsenenfernsehen“, urteilte die Jury, „ganz weit weg von jugendlicher Wahrnehmung“. Die Gespräche mit Homosexuellen, die

doch eigentlich Vorurteile abbauen sollen, funktionieren nicht, denn die jungen Reporter sind spürbar befangen. Außerdem sei den Dialogen viel zu oft anzuhören, dass sie nicht aus den Herzen der Jugendlichen kämen, sondern vorgegeben seien, hieß es.

Das ist ein grundsätzliches Problem vieler solcher Sendungen: Auch bei nichtfiktionalen Produktionen müssen die Mitwirkenden ein Mindestmaß an darstellerischem Talent mitbringen. Tun sie das nicht, klingen ihre Sätze wie ausgedacht und aufgesagt. Bei „motzgurke.tv“ kommt noch hinzu, dass die Gesprächspartner unglücklich ausgewählt waren. Ein schwuler Amateurfußballer, der über Homosexualität im Profifußball spricht, wirkt ungemein hölzern. Ein Jugendlicher, der von seinem Coming-out berichtet, kommt kaum zu Wort, weil die Reporterin ständig erzählt, was man eigentlich von ihm hören möchte (vielleicht waren seine O-Töne nicht zu verwenden). Davon abgesehen ist der Ansatz der Sendung respektabel, aber pädagogisch betrachtet wäre es vermutlich sinnvoller, wenn das Kinderfernsehen Homosexuelle ganz selbstverständlich in seine fiktionalen Produktionen integrieren würde.

Deutlich positiver wurde „Hallo Toleranz!“ diskutiert. In diesem „Magazin mit Knietsche und Ben“ (so der Untertitel) geht es um Themen wie Integration und Inklusion. Ähnlich wie das „Freundschaftsspecial“ aus der „Sendung mit dem Elefanten“ besteht das Magazin mit Knietsche (ein Zeichentrickphilosoph) und Ben (Moderator Bernhard Blümel) aus vielen unterschiedlichen Beiträgen; zwischendurch gibt es immer wieder kluge Äußerungen Jugendlicher zu den Themen Respekt und Toleranz. Allerdings wurde kritisiert, dass es sich das RBB-Magazin (Buch, Regie, Produktion: Anja von Kampen) etwas zu leicht mache: Es vermittele, alles sei „ganz easy, wenn ihr nur wollt“, und verschweige, wie viele Probleme zum Beispiel die Inklusion an Schulen mit sich bringe.

Vermisst wurde, dass die Sendung auch die Grenzen der Toleranz thematisiert. Auch wenn das Magazin letztlich keine Mehrheit fand, wurde es doch für seine Vielfalt und die positive Botschaft gelobt: „Respektiere, dass Andere anders sind“ – ein Satz, den Robert Geisendörfer sicher unterschrieben hätte. ■

■ INLAND

Jugendangebot: Politik erlaubt Nutzung von Drittplattformen

Falls „journalistisch-redaktionell“ geboten – Neuer Staatsvertragsentwurf veröffentlicht

Magdeburg (epd). Die Bundesländer wollen ARD und ZDF erlauben, die Beiträge ihres geplanten Online-Jugendangebots auch auf Drittplattformen wie Facebook und YouTube anzubieten. Forderungen aus der privaten Medienwirtschaft nach einem Verbot der Nutzung solcher Plattformen könne nicht entsprochen werden, heißt es in einem am 21. September veröffentlichten Sachstandsbericht der Staatskanzlei Sachsen-Anhalt. Ein Verbot würde den „nachweisbaren Nutzungsgewohnheiten der Zielgruppe“ widersprechen und könne den Erfolg des gesamten Vorhabens gefährden.

Die Rundfunkkommission der Länder hatte in der vergangenen Woche über die Stellungnahmen beraten, die Interessierte zu einem Entwurf der staatsvertraglichen Regelungen zum Jugendkanal abgeben konnten (epd 31, 32/15). Neben vielen positiven Bewertungen ging insbesondere von den Verlegerverbänden und den Privatrundfunk-Verbänden auch deutliche Kritik ein. Diese befürchten eine Wettbewerbsverzerrung durch

das Online-Angebot, das nach den Planungen der ARD im Herbst 2016 starten könnte.

Nach dem von ARD und ZDF vorgelegten Konzept soll der Kanal ein „Content-Netzwerk“ werden. Die Inhalte sollen auf einem zentralen Portal gebündelt, aber auch auf Drittplattformen verteilt werden. Das Projekt verfügt über ein Jahresbudget von 44 Millionen Euro.

Auch die Forderung nach einer eingeschränkten Nutzung der Drittplattformen, die lediglich sogenannte Teaser erlaubt, lehnt die Medienpolitik ab. Eine solche Regelung könne ebenfalls von Nachteil für den Erfolg des Angebots sein, heißt es in dem Bericht der federführenden Staatskanzlei Sachsen-Anhalt. ARD und ZDF hätten ausgeschlossen, dass bestimmte Plattformen Inhalte exklusiv erhalten. Zudem hätten sie erklärt, dass angekaufte Spielfilme und Serien schon aus Rechtgründen nicht auf Drittplattformen eingestellt würden.

Von ARD und ZDF könne auch keine vollständige Werbefreiheit im Umfeld der Jugendangebots-Inhalte auf Drittplattformen erwartet werden, hieß es. Die wichtigsten Plattformbetreiber seien mit ihrer internationalen Marktmacht in der Lage, ihre Nutzungsbedingungen durchzusetzen. Allerdings lege der neue Entwurf für den Rundfunkänderungsstaatsvertrag fest, dass die Nutzung anderer Plattformen „aus journalistisch-redaktionellen Gründen“ geboten sein müsse. Außerdem müssten ARD